

Jeremia 9,22-23

Predigt zum 13.2.2022 (Sonntag Septuagesimae) von Pfarrer Jens Giesler

Was ist eigentlich gerecht, liebe Hörerinnen und Leser? Über diese Frage kann man sehr geteilter Ansicht sein. So wie die Menschen in Jesu Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg, das wir eben gehört haben. Die einen sagen: Gerecht ist, wenn jeder das bekommt, was er sich auch erarbeitet und verdient hat. Der Fleißige muss doch am Ende besser dastehen als der Faule, der Anständige besser als der Zweifelhafte, der stets Bemühte besser als der Sorglose. So sehen es die Frühaufsteher, und ich kann sie voll und ganz verstehen. Auch mir stößt es doch sauer auf, wenn ich denke, mir etwas schwer und mühsam erarbeitet zu haben und dann kommt jemand daher, der den gleichen Lohn oder die gleiche Anerkennung erhält, ohne anscheinend einen Finger dafür krummgemacht zu haben. Sehr ärgerlich, so etwas. Die anderen – in unserer Geschichte vertreten durch den Besitzer des Weinbergs – haben eine andere Auffassung von Gerechtigkeit. Für sie kommt es weniger darauf an, was einer verdient haben mag, als darauf, was einer braucht. Der Weinbergbesitzer im Gleichnis hatte den üblichen Tageslohn allen versprochen – auch denen, die nur die letzte Stunde gearbeitet haben. Er hätte es natürlich anders machen können. Ein Zwölftel der Arbeitszeit – ein Zwölftel des Lohnes. Beschwerden hätte sich niemand dürfen. Nur davon leben können – das hätten die zuletzt Gekommenen von diesem Lohn nicht. Denn ein Tagelohn reicht nur für einen Tag Leben; für einen Tag ohne Luxus und Überfluss. Ein Silbergroschen – ein römischer Denar - davon konnte man die Grundnahrungsmittel für sich und die Familie kaufen, das nötige Feuerholz zum Kochen und hin und wieder vielleicht eine winzige Kleinigkeit mehr. Das war's dann aber auch schon! Ein Silbergroschen Tagelohn rettete so gerade eben vor dem Hunger, mehr nicht. Mit einem Zwölftel davon wäre niemandem gedient gewesen. Eine Familie hätte zumindest für diesen Tag hungern müssen. Wäre das gerecht gewesen? Man könnte ja sagen, es wäre für die Faulpelze selbst vielleicht eine wertvolle Lektion gewesen; aber den Rest der Familie auch darunter leiden zu lassen ... nein, so kann Gerechtigkeit dann doch nicht aussehen. Aus guten Gründen vertritt der Weinbergbesitzer also die Ansicht, dass gerecht ist, wenn jeder das bekommt, was er braucht.

Ist das aber in jedem Fall auch realistisch und praktikabel?

Darüber kann man sich bestimmt hervorragend streiten. Jesus jedenfalls ging es, als er dieses Gleichnis erzählte, nicht um einen Kommentar zur Wirtschafts- und Sozialpolitik im Landwirtschaftssektor. In seinen Gleichnissen nutzt er die realen Lebensverhältnisse der Menschen in aller

Regel als Bild für etwas anderes. Ihm geht es darum, aufzuzeigen, wie Gott sich vom Menschen unterscheidet; wie die Begriffe, die wir in unserem Alltag mit vermeintlich selbstverständlichem Inhalt füllen, bei Gott eine ganz andere, eine viel weitere oder manchmal auch eine völlig entgegengesetzte Bedeutung haben können. Der Begriff der Gerechtigkeit ist dafür nur EIN Beispiel. Auch andere Begriffe, die uns vertraut und selbstverständlich scheinen, können in Gottes Augen anders erscheinen. Hören wir dazu als heutigen Predigttext einen kurzen Abschnitt aus dem Propheten Jeremia im neunten Kapitel, Verse 22 und 23:

So spricht der Herr: Ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit, ein Starker rühme sich nicht seiner Stärke, ein Reicher rühme sich nicht seines Reichtums. Sondern wer sich rühmen will, der rühme sich dessen, dass er klug sei und mich kenne, dass ich der Herr bin, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übt auf Erden; denn solches gefällt mir, spricht der Herr.

Amen.

Weisheit, Stärke, Reichtum – alles gute Dinge, von denen jeder von uns lieber mehr als weniger hätte. Dinge, die allerdings auch den Nachteil haben, dass der, der über sie verfügen kann, in der Gefahr steht, deshalb die Nase besonders hoch zu tragen. Wofür zum einen oft gar kein Grund besteht: Reichtum wird häufiger ererbt als erarbeitet; körperliche Stärke ist nur zum Teil das Resultat fleißigen Trainings und Weisheit nicht zwangsläufig das Ergebnis intensiven Studiums.

Aber selbst wenn dem so wäre, dass der Reiche, Starke und Weise sich all das selbst erarbeitet hätte – wäre das ein guter Grund zum Prahlen?

Es ist ja verständlich, dass ein jeder gut dastehen möchte in den Augen seiner Mitmenschen. Aber dass das dadurch zu erreichen ist, dass wir ständig auf unseren Stärken herumreiten und sie den anderen schön unter die Nase reiben – das kann doch niemand ernsthaft glauben.

Der Prophet Jeremia sagt seinen Hörern: Wenn ihr schon meint, mit irgendetwas angeben zu müssen – warum dann nicht zur Abwechslung mal mit eurer Bescheidenheit? Denn wenn es Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit auf Erden gibt, dann kann letztlich nur einer zuverlässig dafür sorgen, und das seid nicht ihr, das ist Gott allein. Wenn ihr das anerkennen und aussprechen würdet, dann würdet ihr gerade dadurch erkennen lassen, was an euch wirklich dran ist.

Mir, liebe Gemeinde, gefällt der Ratschlag des Propheten.

Aber er hat einen Haken. In ihm liegt eine Gefahr. Denn es gibt ja auch eine falsche Bescheidenheit; eine Bescheidenheit, hinter der sich letztlich eine viel schlimmere Form der Hochnäsigkeit verbergen kann als in der naiven Prahlerei und dem Stolz auf das, was ich bin und habe und kann. Die Christenheit hat traditionellerweise nicht umsonst dem Hochmut den ersten Platz unter den sieben Todsünden zugewiesen. Und unter allen Erscheinungsformen des Hochmuts dürfte jene die gefährlichste sein, die sich auf die eigene Bescheidenheit gründet. Und gerade diese Form tritt besonders unter Christenmenschen gerne mal auf. Weil wir ja wissen, was richtig ist – nämlich Gott die Ehre zu geben und uns selbst ganz bescheiden hinten an zu stellen – gerade deshalb stehen ausgerechnet wir auch in der eigentümlichen Gefahr, vor lauter Stolz auf unsere Bescheidenheit fast zu platzen und auf all die unbescheidenen Weisen, Starken und Reichen herabzusehen!

Wer sich rühmen will, der rühme sich dessen, dass er klug sei und mich kenne, ... so der Ratschlag. Aber was gibt es Unbescheideneres als die Behauptung: ich kenne Gott? Geht denn das überhaupt? Gott kennen? Jemanden kennen, den ich noch nie gesehen habe und von dessen Existenz ich nur aus einem alten Buch und von anderen Menschen gehört habe? Wenn ich sage: Ich kenne Gott – ist das nicht vielleicht der Gipfel der Überheblichkeit?

Ja, ist es, wenn ich wirklich meine, Gott zu kennen, weil ich so viel tiefsinniger bin als die Anderen, die Oberflächlichen; wenn ich meine, dass ich dadurch in irgendeiner Weise etwas Besseres wäre.

Deshalb muss klar sein: Wenn es überhaupt so etwas gibt, wie „Gott kennen“, dann liegt das nicht an mir, sondern an Gott. Ich weiß von Gott genau das und nur das, was er selbst mich über ihn wissen lassen will! Mit anderen Worten: Ich lerne Gott nicht kennen, indem ich über ihn nachdenke und spekuliere, wie er wohl sein könnte, sondern nur, indem ich nachlese, was er selbst über sich hat sagen wollen: in jenem alten Buch, der Bibel. Nur dort kann ich ihn finden, nur dort erfahre ich, wie er ist.

Puh, kann man jetzt denken, das ist aber schwierig, denn die Bibel ist ein dickes und manchmal nicht unkompliziertes Buch. Ja, aber die wesentlichen Aussagen sind doch einfach und klar! So klar, dass wir sie in unserer Kirche in jenen beiden kleinen, eigentlich recht unscheinbaren Handlungen zusammenfassen können, die Jesus Christus uns empfohlen hat: der Taufe und dem Abendmahl.

Beide sagen uns, wer und wie Gott ist; wie er über uns Menschen denkt und was er mit uns vorhat. Sie zeigen uns Gott als den bedingungslos Liebenden,

der einen jeden Menschen annimmt, ohne dass der es verdient hat. Sie zeigen uns Gott als den Vergebenden, der immer bereit ist, einen neuen Anfang mit uns zu machen, wenn wir es mal wieder verbockt haben. Sie zeigen uns Gott als den Großzügigen, der uns einlädt, mit ihm zu feiern, hier und jetzt und schließlich auch dann, wenn die Welt vollendet wird. Und wenn wir das wissen, wissen wir schon genug über Gott; genug über uns und genug, um fröhlich und dankbar leben zu können. Wer mehr wissen will, kann ja in der Bibel noch weiterlesen, aber das ist das Erste und Wichtigste, das alleine zu wissen schon ausreichend ist: zu wissen, dass wir Gottes geliebte Kinder sind, schon immer waren und bleiben werden.

Amen.